

SONNTAG

34. Jahrgang. + Nr. 23

Beilage zum „Vorwärts“ Berliner Volksblatt

Berlin, 10. Juni 1917

Freier Tag.

Weißt du — was so ein freier Tag ist —? Solch ein Tag,
Da nicht mit schriller Stimme schon am Morgen
Die Not dich weckt und Müdigkeit und Sorgen,
Dah auch die kleinste Lust sich nimmer rühren mag —
Da wanderst du hinaus in hellen Lerchenflieg
Und spürst die Seele wunderbar geborgen
In Gottes reichem Feiertag . . .

Und abends dann, in einsamem Gemach —
Du zündest heute keine Lampe an
Und schließt die Augen, die so satt und wach
Von allem, was die dieser Tag getan.
Du schließt die Augen und da tönt dir nach
Der liebe Gruß, den dir ein schlüchter Mann,
Ein Unbekannter, im Vorbeigehn sprach.
Du atmest Erde, kühl und schollenbraun,
Und hörst ein Mädchenlachen überm Jaun,
Der unter Rosen fast zusammenbrach . . .

Anton Wildgans.

Gedeih und Verderb.

Von Hans Leuß.

Zwei Stunden lang fuhr ich vor Pfingsten durch einen blühenden Obstgarten; zwei Stunden lang sah ich durch das Eisenbahnfenster auf die üppigste Blütenpracht. Schwaben ist seit Menschenalters das deutsche Obstand, — wie groß der Obstreichthum des Landes ist, das sieht man erst, wenn man zur Blütezeit hindurchfährt. Der stropfenden Leppigkeit der Natur wird man auf keine andere Weise so gewahrt, wie auf dieser Fahrt durch ein Meer blühender Bäume. Die Brust wurde mir weit, das Gehirn fing an seine Welt zu entfalten. Chaotisches Gefühl drängte sich zum Gedanken und wurde „Andacht“.

O, du üppiger Stern! Winzig im Weltall, uns aber unerforschlich groß! Bewältigt durch den Menschengestalt, ihm aber dennoch immer ein Geheimnis!

Nicht alle diese Blüthenräume des Gartenlandes Schwaben werden Frucht werden und reifen. Aber um die ersten Kirichen aus dem Remstale sanken sich schon im voraus die Menschen. Die Händler aus München, die seit vielen Jahren gewohnt sind, den Segen der schwäbischen Flur nach der bayerischen Hauptstadt zu bringen, will man diesmal ausschalten, die Stuttgarter wollen heuer ihre eingeborenen Kirichen alleine essen. Die Remstaler Bauern aber halten es mit ihren Händlern und mit guten Preisen. Bierzig Pfennig das Pfund seien zu wenig. Wie mir schien, wird man sich auf 45 einigen, und die Händler aus München werden kommen, diesmal aber die Kirichenernte nicht nach Bayern, sondern nach Stuttgart verkaufen müssen.

Kriegswirtschaft! Mangel und Wettbewerb erzeugen ein Geraus um die Früchte, die Natur und Kultur miteinander erzeugen.

Ja, so, — Kultur! Dort vor mir breitet sich ihr Segen aus! Millionenhand hat diese Millionen fruchttragender, blüthenprangender Bäume gepflanzt, geegelt! Vieles Gewaltige gibts, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!

Das Korn wagt in Aehren. Zwei Wochen haben das Antlitz der Heimat vollkommen geändert. Damals kam ich auch durch das Land, — durch Norddeutschland, Mitteldeutschland, Süddeutschland. Die Bäume waren noch kahl. Der Ader fing erst an, aus dem langen, diesmal so tiefen Winterschlaf zu erwachen. Bierzehn warme Maitage haben aus dem niedrigen Grastepich der Winterfaat ein wellendes Aehrenfeld gemacht. So zusehends ist wohl das deutsche Korn selten in die Saat geschossen wie heuer!

Der Winter hat gutem Ader keinen Schaden getan. Gerade weil er so streng war, hat der Frost über die Saat in schwerem Boden nichts vermocht. Er hielt auf diesen Feldern die Vegetation so lange zurück, bis er selbst das Feld räumen mußte, — und da er besonders dem erwachten Frühlingssleben schadet, wenig dem schlafenden des Winters, so mußte er selbst die Flur von seiner zerstörenden Gewalt befreien.

Wo aber leicht aufstauender Sand sich zu bald der Sonne ergab, ist das Kornfeld dürrig geworden. Im Osten mag es in manchen Bezirken so stehen wie auf kümmerlichem märkischen Boden; — zwischen Berlin und Halle sieht man viel dürrigen Wuchs. Wo das deutsche Land nicht „spärlich“ ist, da stehen die Saaten reich, und sie gedeihen so rasch, daß man sogar besonders früh wird ernten können. Im schwäbischen Amt Neckarjalm blühte der Roggen zwei Wochen vor Pfingsten!

Natur und Kultur, — wie fruchtbar ist ihr Bund! Wie empfänglich ist der Schoß der Erde, wie rüstig die Kraft des Menschen, wie groß der Reichtum, den ihre Gemeinschaft hervorruft!

Aber wie die Kirichen aus dem Remstale heuer nicht nach München dürfen, weil der Krieg es ihnen verbietet, weil der Mangel der Näheren sich ihrer bemächtigt, so werden Leppigkeit und frühes Gedeihen der Saat ein Faktor des Krieges; — man blickt auf sie mit dem Gedanken: euer Gedeihen muß dem tobenden Unheil zur Ausdauer helfen! An aller Welt, in der alten und der neuen, schickt man die Ernte für den Krieg ein, wie die Mannschaft auch. Die Kirichen, die Saat,

die Pferde dort, die Mählein vor dem Wagen — sie alle sind Kriegsmaterial und Kriegsinstrumente, und die Frauen dort auf dem Ader haben keine Männer zu Hause, gebären keine Kinder, und wer weiß, wie sie an die Söhne denken, die sie vormals geboren haben. Schon rechnet man aus, ob wohl die Welt, die ganze Brot und Fleisch essende Menschheit, im kommenden Jahre eine Hungersnot erleben werden wie in Jahrhunderten oder Ländern mit dürriger Kultur. Das deutsche Chlorkalium kann nicht den Ader Amerikas bereichern, der ohne das Düngeerz seinen Ertrag einschränken muß. O, Kultur!

Noch immer ist die Fülle, die du schaffst, den Menschen ein Mittel der Vernichtung! Was aus deinem Bunde mit der Natur gedeiht, muß dem Verderben dienen, das um sich her zu breiten der Mensch immer wieder für seine Bestimmung hält. Wenn der nährende Friede dem zehrenden Unfrieden die Gewalt über die Menschen hat einräumen müssen, wird die Natur selbst ebenso ein Kriegsfaktor wie der Mensch. Man „baut“ nur, um desto gewisser die Zerstörung fortsetzen zu können, — sich selbst und seine Werke zu vernichten, sein künftiges neues Friedenswerk mit zerrüttender Last zu beladen, das ist der Menschen Stimmen und Trachten nun. Die Frucht, die der Sichel entgegenreift, ist bestimmt, die Kraft zu ernähren, die man braucht, um bei dem Willen zur Vernichtung bleiben zu können!

Ist der Wettstreit des Verderbens, der Krieg, auch ein Mittel der Auslese der „Tüchtigsten“? Ist Kultur also nur eine verböhrte Natur, eine Steigerung ihrer grausamsten Mittel und Wege? Ist der Krieg wirklich nicht nur der Vater, sondern sogar das Ziel aller Dinge? Das immer neue Ziel aller Friedensarbeit, aller „Kultur“?

Mühte man es glauben, dann bliebe einem zur Wahrung seiner eigenen Menschlichkeit, seiner persönlichen, mit der vollkommenste Eitel gegen die anderen.

Aber man muß es nicht glauben, sondern man darf und muß den Menschen zutrauen, daß sie nach dieser Erfahrung eine gemeinsame große Mut kennen werden, die gegen den Krieg, gegen Kriegsrüstungen und Kriegspropheten. Eine Internationale wird es nach dem Kriege am gewissensten geben, die Liga der Kriegsfeinde. Sie wird die Sache der Menschheit werden, nicht der Partei. Vielmehr: die Menschen werden in zwei Parteien sich scheiden: eine Kriegs- und eine Friedenspartei; diese aber wird die Gewalt des Lebens für sich gewinnen, wird übermächtig werden, und —

Kann es anders sein? Muß es nicht so kommen, daß nach diesem Verderben die Menschen dessen inne werden, daß Kultur Vernunft ist, Krieg aber Irrsinn?

Die Bäume blühen; das Korn wagt; die Menschen schaffen. Schwabenland, wie schön bist du! Und deine Menschen waren nie kalt. Du bist der Stamm, aus dem Dichter und Schwärmer geboren werden. Hast du mich angesteckt?

In Stuttgart fand ich eine Palästina-Weinstube. Natürlich! Sind nicht vor Jahrzehnten Schwaben gewandert, um rechtzeitig am Plage zu sein, wenn der Heiland wieder auf der Erde erscheinen würde, das Tausendjährige Reich aufzurichten, das nach aller Propheten Weissagung unmittelbar anbrechen mühte? Der eine Prophet wußte, es ginge in Südrussland an, der andere: in Palästina. Nach beiden Ländern wanderten schwäbische Kolonisten. Ihre Kinder und Enkel sind dort geblieben. Auf den Heiland haben sie vergeblich gewartet, aber es ging ihnen gut, denn sie waren fleißig. Bis statt des Tausendjährigen Reiches der große Krieg kam.

Warten wir lieber nicht auf die „Parousie“, sondern erichten wir das Tausendjährige Reich ohne außerordentlichen Beistand aus den Wolken. Es mühte doch mit dem Teufel zugehen, wenn die Menschen nicht an diesem Kriege für viele, viele Menschenalter genug hätten, vielleicht für tausend Jahre, vielleicht für immer!

Die Frau in Uniform.

Von Hermine Schmidt-Lahr.

Zu Zeiten, als Goethe jung war, galt es als unendlich „unweiblich“, Schlittschuh zu laufen. Wenn wir heutzutage auf öffentlichen Eislaufplätzen biegsame Vögeläuferrinnen in ihren gewandten Kurven bewundern, selbst wenn wir die unbeholfenen täppischen Versuche einer Anfängerin belächeln, fällt es uns schwer, auszuendenken, was an solcher Haltung und Handlung unweiblich sein soll. Als die ersten Radfahrerinnen sich von den Großstädten, wo man sich allgemach an sie gewöhnt hatte, aufs platte Land hinaus wagten, wurden sie von mancher Dorfbewölkerung mit Steinwürfen empfangen, die den Protest bedeuteten gegen solch „unweibliches“ Gebaren. Nicht selten wurden Fallen gestellt und Drähte über Dorfstraßen gezogen als Antwort auf die freche Herausforderung, als die man eine radelnde Frau auffassen zu müssen meinte. Heute fahren Vierländerinnen in der Tracht, Schwarzwälderinnen in der Flügelhaube mit dem Rad von Dorf zu Stadt und niemand denkt mehr daran, ihnen das zu verübeln. So ging's mit dem Rauchen und tausend anderen kleinen Lebensgewohnheiten und Betätigungen, wobei wir noch ganz absehen vom Wandel der Anschauung in großen und wesentlichen Fragen weiblicher Eignung. Gerade in ihnen aber, wie z. B. in der Frage der industriellen Frauenarbeit und ihres derzeitigen Auswachsens zum Raubbau am weiblichen Organismus, wird meist sehr viel weniger zimperlich verfahren, und harte Notwendigkeit erst legt die Rücksicht auf weibliche Eigenart auf.

Ganz absehend also von diesen großen, grundsätzlichen Fragen und uns beschränkend auf das Gebiet reiner Neugierigkeiten — was haben wir nicht schon an Wandlungen des Begriffs

„unweiblich“ erlebt! Was für kühne Biegungen hat er sich gefallen lassen müssen! Bald folgt er einigermaßen sinnvoll der fortschreitenden Klärung im Bewußtsein einer Epoche, bald macht er tolle Sprünge rückwärts, bald überkreuzen sich gegenteilige Betrachtungen in einer sinnlos launenhaften Forderung an das weibliche Wesen, das man doch selber im Ton des Vorwurfs das launenhafte nennt.

So hat in den letzten Monaten sich die Kulturgeschichte inmitten ihres blutigen, Ernstes wieder einmal einen kleinen Witz geleistet. Es traten als ihre Sachwalter, zur Rettung des wahren, weiblichen Wesens, Geisliche und Behörden auf, um mit drakonischer Strenge mit Rücksicht auf das Gefühl für Weiblichkeit etwas zu verbieten, was im selben Moment zahllose Behörden anderwärts verfügten. Aus dem bayerischen Hochgebirge, aus Garmisch-Partenkirchen, verlautete, daß die Ortsbehörde und Kurverwaltung das herumgehen von Touristinnen in der „unweiblichen“ Tracht der Hosen verbot. In genau derselben Zeit begrüßte man ganz allgemein mit Erleichterung und durchweg wohlwollender Zustimmung die immer häufiger werdende Erscheinung der Bahnsteigkassiererin, der Zugbegleiterin, der fahrenden Botin in Hosen und Bidelgamaschen. Schon wird da und dort, wo sich die unglückselige Straßenbahnschaffnerin im schwer lastenden, hemmenden Rock zwischen den gepreßten stehenden Fahrgästen durchzwängen muß, die unwillige Frage laut, warum nicht auch sie in Hosen gehen, die die freiere und sichere Bewegung gestatten. Man scheint also ganz vergessen zu haben, daß dies Kleidungsstück vom Volksempfinden abgelehnt wird.

Erfreulicherweise. Denn es ist natürlich eine ganz stumpf gewohnheitsmäßige Auffassung, daß der Charakter der weiblichen Gestalt durch ein Kleidungsstück gestört würde, das in anderen Ländern — nicht nur in der Türkei — gerade als ihr entprechendster Ausdruck gilt. Man hat jederzeit weit Unharmonischeres, ja Abstoßendes, als selbstverständlich, ja als anziehend hingenommen, wenn es die launische Mode erriem.

Es ist eben einfach einleuchtend, daß die im öffentlichen Verkehrsdienst Tätigen für die Bequemlichkeit der Ueberriedung sich vom Publikum durch eine einheitsliche Tracht abheben müssen, es ist ferner so klar, daß der wallende, von Fahrzeugen allzu leicht erfaßte Rock ein Un Ding ist, daß niemand mehr die Berechtigung der uniformierten Frau in Zweifel zieht. Und das Bewußtsein hat sich längst gelegt, ebenso das Weglassen, seitdem auch im Straßenbild die vom Dienst heimkehrende Uniformierte zur Alltäglichkeit wurde.

Freilich, es muß zugegeben werden, daß zuerst das richtige Gefühl für die Uniform nicht da war. Peinlich wirkten die Biernädelchen und unsoliden gefährlichen Entnadeln zur praktisch gediegenen Dienstmütze, noch peinlicher die Stöckelschuhe mit gleichenden unechten Spongen unter der schlichten Diensthose. Und weit peinlicher ist, daß die Männertracht Schäden im Wuchs und Haltung einer Frau schonungslos preisgibt, die die Frauentracht zu verhüllen verheißt, wenigstens dem für Körperkultur so besonders unempfindlichen Blick unserer Zeit und unserer Rasse.

Aber es ist ganz unbestreitbar, daß die meisten Uniformierten in diesen kurzen Monaten ganz ausgezeichnet in ihre Uniformen hineingewachsen sind. Das ist nicht nur eine Einzelbeobachtung, sie wird von allen Seiten zugegeben und erfreulicherweise bestätigt sie ein Bericht eines neutralen Reisenden, der unlängst in einer Schweizer Zeitung darüber sprach, wie prächtig sich die deutschen Frauen der Uniformen angepaßt haben. In der Tat sieht man wenig mehr von jenem sinnlosen und gefährlichen Bierat, die Frauen haben begriffen, daß eine Uniform je schmüder ist, je schlächter und sachgemäßer sie ist. Aber weit wichtiger ist die Zielsicherheit der Bewegungen, die straffere Haltung, die sie gewonnen haben.

In der Tat, man mühte die Anpassungsfähigkeit der Frau rückhaltlos bewundern, die von der sachlichen Notwendigkeit der Männeruniform überzeugt, so guten Gebrauch von ihr zu machen lernte, wenn man nicht zugleich ihre große Geduld und Bescheidenheit bedauern mühte, mit der sie sich auch dem willig anpaßte, was in sachlichen Notwendigkeiten, d. h. in Erfordernissen des Verkehrs nicht begründet ist, sondern weit öfters in einer Einarbeitung auf Kosten der arbeitenden Frauen. Wenn die Männeruniform fraglos weit geeigneter ist, vor Unbilden der Witterung zu schützen und es für die Gesundheit der Frauen nur von Vorteil sein konnte, in dieser Zeit der wolkarmen miserablen Kleiderstoffe für den Winter da hineingesteckt zu werden, so fragt sich doch, ob im Sommer nicht von den Frauen und ihrer Art, sich vor der Hitze zu schützen, gelernt werden könnte. Wenn die Dienstmütze als Unterscheidungsmerkmal nötig ist, so ist doch damit nicht gesagt, daß das die alte Männermütze sein muß, die auf das volle Haar der Frau gestülpt, im Sommer zur Tortur werden muß. Ein loses, weites Gewand ist schon richtig, aber muß es die Männerjoppe sein, bloß weil sie noch vorhanden ist? Am Anfang, als die Frauen so miteingestellt wurden, da begriff's sich, daß sie der Einheitslichkeit wegen einfach in den Männerrock schlüpfen. Heute sollten sie, wo sie in der großen Ueberzahl sind, ihrerseits die Uniform sich anpassen, statt umgekehrt.

Es ist freilich nicht überall so sparsam und unbarmherzig verfahren worden, wie in Berlin. In Frankfurt a. M. tragen die Straßenbahnschaffnerinnen lose, aber für sie gearbeitete und leichte Schoßblusen aus Waschstoff mit freiem Hals und weitem Umlegekragen, während ihre Berliner Kolleginnen auch im Sommer ihr schweres Tagewerk verrichten unter der Last der schweren Joppe leuchtend und bis zum Ohr im hohen Männerkragen stehend. Und auch in München, wo man selbst in Kriegszeiten nicht verlernt hat, dem Straßenbild sein ex-

Freudiges und künstlerisches Gepräge zu Wahren, hat man die Trambahnkassiererin liebevoller bedacht als in Berlin. Dem farbenprächtigen Münchener Wagen im strahlenden Bayerischblau ist die heitere blaue Bluse der Kassiererin angepaßt, ein schwarzer Wachsstockbügel, an dem die Geldtafeln hängt, hält sie lose in der Taille gefaßt. Ein schöner breiter weißer Kragen macht die Tracht, die durch Schlichtheit und Sachgemäßheit sich dennoch als Beamtenuniform charakterisiert, heiter und hübsch. Und wenn die Münchener Briefträgerin, sehr zum Unterschied von ihrer bescheidenen Berliner Schwester, schon von weit her in einer ebensolchen blau-weißen Uniform durch die Straßen leuchtend daherkommt, dann versteht man den vorhin erwähnten neutralen Berichterstatter erst, der scherzend meinte: „Nicht einmal mehr die Anziehungskraft des Zweierlei-Tuchs hätten die Männer jetzt noch vor den Frauen voraus.“

Der Aufstieg der Begabten.

Eine Entgegnung von Dr. Nag Apel.

Der unter diesem Titel in der Sonntagsnummer vom 3. Juni erschienenen Aufsatz fordert zu Bemerkungen heraus, die die Sache in andere Beleuchtung stellen. Gewiß muß man zustimmen, daß die Förderung einer kleinen Zahl von Volksschülern, die man als hochbegabte aus der Masse der übrigen herauslesen will, dann eine Ungerechtigkeit und eine in jeder Beziehung höchst bedenkliche Sache bedeuten würde, wenn damit die Herabdrückung und Schädigung aller nicht ebenso Begabten notwendig verbunden wäre. Auch soll anerkannt werden, daß durch die Arbeit der deutschen Volksschule eine allgemeine Bildung unmöglich ist und Volkskraft und Volkstüchtigkeit gesteigert sind. Und schließlich wird auch mit Recht betont, daß die Schulleistung eines Jugendlichen noch nicht die Lebensleistung des Erwachsenen verbürgt.

Dieses alles enthält aber keinen irgendwie berechtigten Einwand gegen die Sache selbst, die in der Förderung aller Begabungen, in der freien Ausbildung aller Talente ohne Rücksicht auf Stand und Rang, auf Gut und Geld der Eltern eine dringende Aufgabe der Gegenwart sieht. Es handelt sich hier nicht um ein „Verdienst“ des Begabten, der „belohnt“ werden soll. Nein, die Volksgemeinschaft verlangt etwas von dem Begabten, wie auch von allen übrigen: eine tüchtige, unermüdbare Ausbildung aller Kräfte und Anlagen zum Wohle des Ganzen. Aber eben deshalb soll die Volksgemeinschaft auch die Mittel bereitstellen, die alle solche Entfaltung der naturgegebenen Anlagen und Fähigkeiten ermöglicht. Die heutige Schule kann — bei aller Würdigung des Geleisteten — dieser Forderung nicht genügen. Ist nicht der jetzige Zustand „ungerecht“ und sinnlos, bei dem nach wesentlich zufälligen äußeren Bedingungen die Schullaufbahn der Jugend von vornherein festgelegt ist? Was wir brauchen sind Schulen als Begabungsschulen, die in Anpassung an die Anlagen und Befähigungen der gesamten Jugend freie Bahn für die Entwicklung ihres Geistes und Körpers geben. Für alle, reich und arm, die gleiche Grundschule, dann nach mannigfachen Erprobungen sinnvolle Scheidungen, selbstverständlich nicht in eine Schule für eine „keine bevorzugte Schülerschaft“, auf die sich alles Interesse vereinigt, und die große Massenschule, die der Geringschätzung und Vernachlässigung preisgegeben ist, sondern Scheidung in Schulsysteme, die alle gleichmäßig in Achtung stehen, die in ihnen alle das kostbarste Gut der Nation, die uns allen heilige Jugend, den Aufstieg ihrer Seele zu allem Großen und Guten erleben soll. Aber freilich, das hat mir mit höchstem Nachdruck auch meine Erfahrung als Kriegsoberlehrer gezeigt: die Befähigungen sind sehr ungleich, sowohl in der Stärke wie in der Richtung der Anlagen. Und es bedeutet das Grundübel aller Schulen und ist die Wurzel aller Klagen von Eltern und Schülern, daß man diesen springenden Punkt aller Schulfragen zu sehr übersehen hat. Es sei ferne, dem Fleißigen, Ordentlichen, Gewissenhaften weniger Anrecht auf den „Aufstieg“ zu gewähren. Ja, er wird vielleicht im Leben mehr erreichen, als der viel höher Befähigte mit schlechten Charakter-

eigenschaften. Aber der jetzige Zustand des Schulwesens, bei dem die Eigenart und Abtötung der Begabungen nicht berücksichtigt wird, bedeutet eine Schädigung für alle Schüler.

„Daß die Talente der deutschen Volksschule zu kurz kommen“, ist eine leider nicht zutreffende Anschauung. Die Volksschule der Zukunft muß erheblich höhere Ansprüche stellen, um auch den Hochbegabten eine Entfaltung der in ihnen stehenden Anlagen zu ermöglichen. Auch auf den höheren Schulen ist derselbe Mangel vorhanden. Da der Besuch der höheren Schule wesentlich vom Zustand der Gläubigkeitsverhältnisse abhängig ist, finden sich hier neben einigen für bestimmte wissenschaftliche Gebiete gut Begabten auch eine ziemliche Zahl minder Begabter oder Unfähiger zusammen. So kommt keiner auf seine Rechnung. Die besonders Begabten werden künstlich gehemmt, die durchschnittlich Begabten oft genug nicht genügend berücksichtigt, da das vorgeschriebene Pensum absolviert werden muß, die Schwächeren drosseln sich ganz vernachlässigt, da sie beim Besten Willen nicht Schritt halten können. Die Folge ist Verdrossenheit, Ueberarbeitung, Mutlosigkeit, kurz, das ganze so viel gekostete Schulleben. Man scheidet die Geister, schaffe neben den höheren Schulen mit hochgespannten Ansprüchen an die sprachliche oder mathematische Begabung neue Schulen, die sich mehr den gegebenen Verhältnissen anpassen, und bei geringeren Ansprüchen an rein intellektuelle Begabungen sich mehr an den ganzen Menschen wenden und so jeden Raum zur Entfaltung seiner Kräfte geben, dann wird ein neues Geschlecht herantreiben, das nach froh verlebten Schuljahren sich freudig und mit aller Kraft des Leibes und der Seele in den Dienst des Ganzen stellt. Aufstieg für alle nach Art der Anlagen, freie Bahn der deutschen Jugend auf Begabungsschulen, das ist die Forderung des Tages. (Vgl. meine Broschüre „Begabungsschulen“ Verlag Vita.)

Das Nachtwandeln.

Von Dr. med. Rudolf Legner.

Schon von jeher haben die „Nachtwandler“ das Interesse der Menschheit erregt. Wenn man in früheren Zeiten im Mondenschein einen Menschen im Nachtwandeln auf dem Dache, an Abgründen vorbeigehend, so sicher sich bewegen sah, als gehe er auf bequemem Wege spazieren und lenne kein Schwindegefühl, so glaubte man an eine übernatürliche Fähigkeit einer solcher Person, oder man sprach von geheimnisvollen Einflüssen des Mondes, wohl gar von Sagenzauber und Ähnlichem. Später hat sich die Wissenschaft mit diesen Personen beschäftigt, den Zustand als Krankheitsform erkannt und dadurch den Schein des Uebernatürlichen zerstört. Immerhin bietet die Beschäftigung mit solchen Kranken so viel Anregendes, daß es zweckmäßig erscheint, etwas genauer darüber zu berichten.

Unter Nachtwandeln versteht man einen Zustand, in dem die damit behaftete Person nachts im Schlafe das Bett verläßt, schlafend umherwandelt und verschiedene Handlungen verrichtet, für die beim Erwachen jede Erinnerung fehlt. Man nennt den Zustand auch Somnambulismus (Schlafwandel) oder Noctambulismus (Nachtwandeln).

Meist sind diese Handlungen nur sehr einfach, durch vielfache Gewöhnung eingeübt; die Kranken stehen aus ihrem Bette auf, kleiden sich teilweise an, gehen im Zimmer oder im Hause umher, schließen Türen auf, nehmen Bücher vom Regal und lesen darin, zünden Licht an, schüren den Ofen, um sich dann nach kurzer Zeit, und zwar nach einigen Minuten bis 1/2—1 Stunde, wieder ruhig ins Bett zu legen. Die geschlossenen oder halb geöffneten Augen sind dabei starr geradeaus gerichtet.

Bisweilen ist die Tätigkeit der Kranken auch weniger harmlos, zerreißen Gardinen oder Kleidungsstücke, verstecken Gegenstände, begehen Diebstähle bei im Hause schlafenden Personen, halten ein Streichholz an eine Tischdecke, um sich Kaffee zu kochen, zünden das Haus an und legen sich nach vollbrachter Tat ruhig im selben Hause wieder zum Schlafen nieder. Werden sie geweckt, so haben sie keinerlei Erinnerung an die Vorgänge.

Die Wahrnehmung der Außenwelt ist dabei hochgradig eingeschränkt, es werden nur diejenigen Gegenstände bemerkt, die der Kranke dicht vor Augen hat. Auch diese werden häufig noch verkannt und dem Traum entsprechend falsch gedeutet. Das Fenster,

durch das der Kranke steigt, hält er für eine Tür, das Dach, auf dem er wandelt, für einen Weg. Mit völliger Sicherheit geht er in seinem Traum auf Wegen, die allen anderen Menschen höchst gefährlich erscheinen, auf Dachrinnen entlang, hoch oben auf vierstöckigen Häusern dicht am Dachrande. Daß er meist nicht verunglückt, hängt eben mit der mangelhaften Auffassung der Außenwelt zusammen. Er weiß gar nicht, daß er in Gefahr ist, weil er den Abgrund nicht sieht, weil er die Dachrinne für einen bequemen Weg hält. Infolgedessen entstehen feinerliche ängstliche Gefühlsregungen bei ihm, durch die ja erst die Unsicherheit und das Schwindelgefühl hervorgerufen werden.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Nachtwandler ungestraft überall an Häusern und auf Dächern umherklettern könnten. Sie verunglücken gar nicht so selten, weil die Dachrinne nicht standhält, ein Glasdach, das sie für eine Straße hielten, unter ihnen durchbricht u. a. m.

Daß man einen Nachtwandler nicht in einer für ihn gefährlichen Stellung anrufen und damit unter Umständen wecken darf, wird jedem Einsichtigen klar sein. Beim Erwachen würde sich der Kranke sofort seiner gefährlichen Lage bewußt werden, er würde ein Gefühl der Unsicherheit bekommen und könnte dann leicht abstürzen. Meist wird der Anruf jedoch nicht beachtet, und der Kranke geht unbeirrt seinen Traumweg weiter.

Die unvollkommene Auffassung der Umgebung äußert sich auch darin, daß der Nachtwandler nicht planmäßig Gegenstände sucht, sondern sich nur mit Dingen beschäftigt, die sich an ihrem gewohnten Platze befinden, und auf die er zufällig stößt.

Wenn auch die Bewegungen meist einfacher Natur sind, so werden doch bisweilen auch Hindernisse überwunden und vermieden, so daß man nicht daran zweifeln kann, daß eine, wenn auch nur dunkle Ueberlegung dabei im Spiele ist. Auch einfache Fragen werden bisweilen gestellt und beantwortet. Es sind auch Fälle beschrieben worden, bei denen in diesem Zustande Gedichte angefertigt, Reden gehalten, einfache Rezepte ausgeführt wurden. Die Kranken finden sich auf ihren verlassenen Plätzen fast stets wieder allein zu ihrem Lager zurück, schlafen ruhig weiter und wissen von alledem am nächsten Morgen nicht das geringste. Sie fühlen sich manchmal etwas matt und „abgeschlagen“. In seltenen Fällen ist eine unklare Erinnerung an die Vorfälle vorhanden, sie glauben geträumt zu haben, was sie in Wirklichkeit ausgeführt haben. So wird von einem Arzt berichtet, der ein ausführliches Gutachten in diesem Zustande niederschrieb. Am nächsten Morgen erzählte er seiner Frau, daß er im Traum ein langes Gutachten verfaßt habe, leider habe er den Inhalt vergessen. Er war sehr erstaunt, dieses Gutachten fertig auf seinem Schreibtisch vorzufinden. Vielleicht beruht auf derartigen Erzählungen auch die Entstehung der höchsten Legende von den Heinzelmännchen. Die Erinnerungen an den Zustand sind meist ebenso unklar, wie die meisten unserer Traumerinnerungen, sie spielen für das wache Denken keine nennenswerte Rolle und werden niemals im Wachen weiter verarbeitet. Der Kranke, der eine Brandstiftung als Nachtwandler begangen hat, sucht nicht, wenn er sich überhaupt der Tat erinnert, die Spuren zu verwischen oder sein Unrecht wieder gutzumachen, er erzählt davon harmlos wie von der Tat eines anderen Person.

Mit diesen traumhaften Erinnerungen hat man auch den Zustand überhaupt erklären wollen. Man hat gesagt, es handle sich dabei um krankhafte Steigerungen der während des natürlichen Nachtschlafes stattfindenden Traumvorgänge. Träume entstehen aus der automatischen Tätigkeit der vom Urteil nicht kontrollierten Phantasie, sie setzen einen gewissen Grad von Wachheit voraus, der im aktiven Traum größer ist als passiven.

Daß das Mondlicht auf die Entstehung des Zustandes einen Einfluß haben sollte, wie dies in vielen Gegenden auch jetzt noch geglaubt wird, ist durch nichts bewiesen und geradezu unwahrscheinlich. Es ist nicht ein einziger Fall von Nachtwandeln bekannt geworden, bei dem der Mond irgend eine erregende oder verstärkende Rolle gespielt haben könnte. An den ab- und zunehmenden Mond und an sein Licht hat sich ja überhaupt mannigfacher Aberglaube geknüpft, der schwer auszuräumen ist.

Resnet hat bereits 1860 das Schlafwandeln als mimisch dargestellten und gesprochenen Traum bezeichnet. Mit dieser Erklärung kommen sei, die stamme aus der Strafanstalt der guten, alten Stadt Prag.

So wars denn auch. Großmäulig und naseweis trot er auf wie ein Mogul und wuchte schon im voraus alles, was ich ihm beibringen sollte, viel besser als ich. Er sagte: „Jed, Kameradschü, versteh id das besser! Nach id das so! Siechst! Se, he, he!“

Ich sage Dir nur Lukas, er gefiel mir, je länger, je weniger, denn er hatte es falsch in den Augen sitzen. Der Betrieb sollte weiter ausgebaut werden. Im neuen Berge probierten sie schon die Bremse. Ich sollte mich dran halten, daß der Reue mit dem dicken Felix allein fertig werden und fahren könne. Ich sollte dann einen anderen anspannen.

Am andern Morgen war der Böhme zuerst da. Da lag die weißhaarige Kake noch friedlich bei ihrem dicken Freunde untern Mähnenhaar und blinzelte dem Ankömmling mit halbgeöffneten Augen entgegen, als der auch schon, kaum, daß er sie sah, alsbald so wie ein Rattenhund, wie Mertens der Stallknecht mir erzählte, auf die Halbschlummernde losfuhr, nach ihr griff, und haß! — auch schon einen scharfen Schlag über die Hand bekam, daß sogleich das Blut daherlief.

Netti aber, die Kake, sei fauchend und mit funkelnden Augen wie ein Bliz über die Krippen hinweg in den verschlossenen Hauerfischlag hineingesprungen und habe, da sie doch schon längst in Sicherheit gewesen sei, nicht aufhören wollen, so ängstlich zu miauen. Bis sich allmählich der Stoff mit den Stimmen all der anderen füllte und die Schicht begann.

Ich nahm mir vor, von jetzt an dem Burschen auf die Finger zu sehen.

Acht Tage lang hatte ich ihn noch bei mir. Ein paar mal war Wortwechsel und Streit, der aber immer noch gut abließ. Dann bekam ich den kleinen, schlaffen, schwächlichen Otto zum Treiben, ein fleißiges, williges Pferdchen, das immer blank von Schweiß war.

Und der andere fuhr mit dem dicken Felix, so gut oder so schlecht es eben gehen wollte. Mertens, der Stallknecht, hatte recht. Wie ein schäbiger Rattenhund war der hinter dem gemütlichen, dickfelligen Gaul her. Das schimpfte und fluchte in einem fort, sprang vor und zurück, daß das arme Tier nicht mehr wuchte, wo es dran war.

So verging eine kurze Zeit. Und dann kam der Tag, an dem ich vor Born nicht mehr wuchte, was ich tat.

Michel, mein Stubenfreund, hielt einen Augenblick inne, hob seinen Oberkörper, langte mit dem rechten Arm in mein Bett hinüber und schüttelte meinen Kopf, weil er dachte, daß ich wieder eingeschlafen sei.

„Run“, sagte ich, frohend, „erzähl doch weiter!“ Und drehte mich um, damit mein Ansehen nicht störe. Ruzte ich doch, daß er jetzt im Begriff stand, mir von selber die Geschichte

Mein Kamerad Prumberger.

Von Otto Wahlgemuth.

Merkwürdig. Manche Menschen, die uns gute Freunde waren, entschwinden mit ihren Gesichtszügen, mit allem, was sie getan und gesprochen haben, fast gänzlich aus unserm Gedächtnis. Nur ein paar Erinnerungen bleiben von ihnen zurück.

Einmal, da hatte ich einen Schlafkollegen, der hieß Michel Prumberger. Der war zwei Jahre älter als ich und schon längst Pferdejunge auf Schacht „Himmelstür“, als ich noch mit meinem Bücherholster jeden Morgen in die Schulstube wandern mußte. Danach, als ich nun auch in die Grube ging und, früh verwaist, mit ihm zusammen als Kostgänger bei Mutter Weesmann wohnte, hat er mir manch schöne Geschichte erzählt. Er war ein harter, ehrlicher Kerl und hatte ein kindlich Gemüt. Wo er geblieben ist, lange wußt ich es nicht. Aber jetzt weiß ich es nur zu gut: auch er ist geblieben auf dem großen Opferfelde.

So manche schöne gemeinsame verlebte Stunde kommt mir zu Bewußtsein, wenn ich an ihn denke.

Eins jedoch, was ihn am meisten erregt hat, ein Erlebnis, das ihm eine bittere Freiheitsstrafe einbrachte und sein Schicksal bestimmte für das ganze Leben, das muß ich erzählen. Er hat es mir selber einmal in guter Stunde vertraut.

Lagen wir da, wir beide, an einem schönen Sonntagmorgen nach den Mühsalen und Plakereien der vergangenen Woche gemütlich droben im kleinen, hellen Stiebelzimmer, ein jeder in den molligen Pfählen seines buntgewürfelten Bettes und schwatzten.

Es war Sommerszeit.

Hinter den blaumnebelten Hochofenwerken und Schornsteinen, die man vom Fenster aus in der Ferne sehen konnte, war längst der brennende Luftballon heraufgestiegen. Dann und wann blähten sich die sonneleuchtenden Gardinen vom einströmenden Morgenwinde, der uns von der unweit entfernten Kohlengrube in der Talmulde das leise Wuchten der Dampfprose, das tönende Klingeln der Schachthauerhämmer herübertrug.

Da hörten wir über uns, auf dem kleinen, rumpeligen Dachboden, die schnurrige Kake unserer biederen Frau Weesmann miauen und über die dünnen Dielen tollten. Wir wußten, daß die da droben wieder ihre Jungen hatte.

Eine Weile horchten wir still zu. Und sonst war alles ruhig. „Michel“, sprach ich, nur um einmal etwas mit meinem Kameraden zu plaudern, „magst Du Kaken leiden?“

„Gewiß, Du denn nicht?“

„Da doch, warum denn nicht. Du, einmal, als meine Mutter noch lebte, da hatten wir auch mal eine, aber die war viel zahmer wie die da droben, und wir nannten sie Prinz. Uns Jungens sogar fraß sie aus der Hand. Die war treu wie ein Hund und verstand alles.“

„Auch ich hab einmal eine Kaken Geschichte erlebt, und an die muß ich denken, solange ich lebe. Wirst wohl schon selbst davon gehört haben, Junge, was?“

Ich sagte: „Ja, ja, aber das schadet ja nichts. Erzähl nur, erzähl nur.“

„Na“, sprach er, indem er seinen Kopf tief ins Kissen verbar, „es ist ja sonst auch weiter nichts dabei. Also, das war vor drei Jahren, als ich noch siebzehn Jahre alt war. Da fuhr ich noch als Pferdejunge auf Schacht „Himmelstür“ ein. Felix hieß mein Gaul. Das war ein dicker, zottiger Gefelle, behäbig, übertrieben und wurde von den andern Burschen nicht gern zum Treiben genommen. Ich konnte es aber ganz gut mit ihm.“

Mein Dicker hatte eine Bekanntschaft, eine kleine, getreue Freundin, und das war, Retti, die Kake. Die weiße Grubenkake, noch vom Erbhalten her, die bei allen Bergleuten in der Gegend bekannt war. Ich glaube, die wuchte in den weitverzweigten Kohlenhängen, die sich wie ein Spinnennetz durch die dunkelbedeckten Gebirge winden, besser Bescheid als der alte Köhling, der Weißbart, der nun schon seit fünfundzwanzig Jahren jede Nachtschicht mit seinem Meterstock und seiner blanken Lampe da drunten fährt.

Die brauchte keine Laterne. Steckte ihre eigenen, funkelgrünen an und leuchtete damit an den schweigenden Stempelreihen vorbei, lustig den piependen Mäusen nachsehend.

Im Pferdestalle, bei ihrem großen, dicken Freunde Felix, da schlief sie. Nicht im Heu oder im Häfchel, sondern selbstamerweise lag sie des Nachts immer auf seinem breiten Rücken. Und sie vertrug sich gut dabei. Ihrem Freunde hielt sie Keuse und Krippe rein. Da getraute sich fortan kein vorwitzig Mäuslein mehr, im duffenden Heu zu rascheln, oder gar am wohlvermessenen Paser zu knabbern.

Keiner tat ihr was zuleide. Und sollte auch einer! Wer täte das denn auch? —

Na, da bekam ich mit einem Male einen Jungen bei mir, den sollte ich anlernen. Das war ein Böhme, frisch aus der Heimat weg und hieß Nepomuk Storzemba. Ahtzehn Jahre alt sollte der schon sein. War aber dabei nicht größer als ich und auch kein Herkules. Boffing, der alte Pförtner und Marktwärter, sagte mir, ich sollte mich in acht nehmen vor dem, das sei ein Studierter. Das sei ein Schreiber gewesen bei einem Advokaten, dahinter in der welschen Gegend. Der habe ihm sicher, meinte Boffing, auch mehr anvertraut, wie er durste. Denn seine letzte Verbleibarte, mit der er ge-

würden wir auch die fliegenden Nebengänge von der Gesundheit zur Krankheit verstehen. Es gibt zahlreiche Personen, namentlich geistig regsame Kinder, die im Schlafe sprechen. Entweder werden unverständliche Laute oder einzelne abgerissene Worte ausgestoßen; in ausgesprochenen Fällen werden zusammenhängende Reden, häufig in singendem Tonfall, hervorgebracht. Dieses „Schlafsprechen“ würde als eine der zahlreichen Uebergangsformen von Gesundheit zur Krankheit aufzufassen sein. Einen weiteren Uebergang bilden die Personen die nicht nur im Schlafe sprechen, sondern sich auch im Traum aufrichten und lebhaft Bewegungen im Bett ausführen. Auch die bei vielen Menschen zu beobachtenden Zustände von Schlaftrunkenheit sind derartige Uebergangsformen.

Es handelt sich bei dieser Krankheit um einen sogenannten Schlafdämmerzustand. Man versteht unter einem Dämmerzustand eine vorübergehende Bewußtseinsstörung, wobei bisweilen sehr komplizierte Handlungen unbewußt vorgenommen werden.

Derartige Dämmerzustände werden bei verschiedenen Nervenkrankheiten, namentlich bei Epilepsie, Hysterie, Alkoholismus u. a., beobachtet.

Häufig tritt nach einem epileptischen Krampfanfall eine traumatische Benommenheit des Kranken ein, die auch von Sinnesstörungen begleitet sein kann. Der Kranke faßt seine Umgebung falsch auf, verkennt Personen und Verhältnisse, hört allerlei Stimmen, die ihm zusetzen. Er begeht in diesem Dämmerzustand allerlei verkehrte Handlungen, läuft planlos fort, unternimmt weite Reisen, nimmt viel Alkohol zu sich und erwacht schließlich nach Stunden oder Tagen erkrankt an ganz fremden Orten ohne Erinnerung an das Vorgesahene.

In solchen epileptischen Dämmerzuständen werden häufig Diebstähle und Verbrechen, namentlich gern Brandstiftungen begangen. Für das Militär ist die Kenntnis dieser Zustände wichtig zur richtigen Beurteilung mancher zweifelhaften und rätselhaften Fälle von Fahnenflucht und Gehorsamsverweigerung.

Eine Form dieser Dämmerzustände ist nun das Nachtwandeln. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß das Nachtwandeln nur bei Epileptikern vorkäme. Es findet sich auch ohne epileptische Grundlage bei nervös veranlagten Personen, namentlich bei nervösen Kindern.

Häufig hervorzuziehen läßt sich ein derartiger Dämmerzustand bei vielen Personen durch Hypnose. Der hypnotisierende Arzt kann sein Medium in den gleichen, hier beschriebenen Zustand versetzen. Auch bei einem Hypnotisierten ist die Auffassung der Umwelt mangelhaft und traumhaft verärgert, er hält, wenn der Arzt es so will, den Ofen für einen Menschen, das Sofa für einen Berg und dergleichen. Man könnte von ihm die gleichen Leistungen wie von einem Nachtwandler auf Dächern und an ähnlichen Orten ausführen lassen.

Gleichfalls verwandt mit diesen Zuständen sind die sogenannten „Trance“ Zustände, die ekstatischen Verzückungen spiritistischer Medien. Derartige Personen können sich bisweilen selbst, ohne fremde Hilfe, in einen solchen Zustand versetzen; dahin gehören auch die sogenannten „Traumtänzerinnen“.

Daß das Bewußtsein im Dämmerzustand zum größten Teil ausgeschaltet ist, zeigt uns das Verhalten des Erinnerungsbewußtseins an diesen Zustand. Meist besteht eine scharf abgegrenzte Erinnerungslücke; der Kranke vermag sich nicht mehr Rechenschaft zu geben über seine Erlebnisse, und zwar von dem bestimmten Zeitpunkt an, der in Wirklichkeit dem Beginn des Dämmerzustandes entspricht, bis zu dem Augenblick des Erwachens aus seinem „Traum“.

Die Erinnerung an die bewußtlose Zeit kann man bisweilen in der Hypnose wieder wahrnehmen.

Es gibt auch sehr interessante Fälle, bei denen derartige Dämmerzustände ziemlich häufig auftreten und wo im Dämmerzustand die Erinnerung an die früheren gleichen Zustände vorhanden ist, sonst aber nicht. Dadurch kann es zu einer „Verdoppelung der Persönlichkeit“ kommen, wie sie schon Smelin im Jahre 1791 beschrieben hat. Ein junges Mädchen hielt sich in ihren Dämmerzuständen für eine Französin, nahm den Ton, die eleganten Bewegungen und alle Manieren einer Französin so natürlich an, daß es Erstaunen erregte. Sie sprach während des Zustandes gewandt französisch und konnte durch nichts an ihre deutsche Umgebung erinnert werden. Außerhalb der Anfälle erinnerte sie sich keines

vom Unglück seines Lebens mitzuteilen, von der zu sprechen er sonst vernied.

Da hat er mich angestoßen, worauf ich mich wieder umdrehte und wartete, bis er anfing, weiter zu erzählen:

„Eines guten Tages, da ging die Förderung schlecht. Wir hatten beide genug Zeit und konnten loddern. Währenddem war der Böhm am Schacht, hatte seine beladenen Wagen gegen leere umgetauscht und fuhr ab. Aber er fuhr nur bis zum Pferdestall, der nicht weit davon ist. Der Stallknecht war nicht da, und der Galunke wußte, daß Retti, die Kasse, im Hof lag und schlief. Er ließ seinen Zug in der Bahn stehen, mochte die Tür hinter sich zu und schlich sich, vorsichtig tappend, an das Tier, wobei es ihm denn auch gelang, die Schlummernde zu vaden, und ihr, obgleich sie sich wehrte und jämmerlich schrie, mit bestialischer Freude eine hänsfene Schlinge um den Hals zu legen.“

Dann nahm er sie mit hinaus, hing in die Schnur hinein einen kurzen, klobig schweren Bindel, damit sie nicht aufspringen konnte, band das etwa drei Fuß lange Ende des dünnen Stricks an den niedrigen Bugring hinter den letzten Wagen fest an und lief mit dräuendem Knüttel nach vorn, schuchte und schimpfte und trieb das Pferd mit Schlägen an, daß es rannte, was es konnte.

Und so flog der Zug dahin durch die lange, einsame Strecke. Wer zufällig in der Nähe gewesen wäre, hätte durch das Rollen, Schreien, Klirren und Grollen anfänglich noch die winnende Lobesverweissung der armen, armen Kasse aus dem Lärm heraushören können. Aber noch und noch verstummten dann die Klageklänge. Der tote Körper, mit dem flumwigen, schweren Eisenhaken im Anäuel, schleifte durch Schlamm- und Wasserpfützen, schlug gegen die zackigen schmutzigen Steine und harten Eisenschwellen, bis er still war, eine scheinbar leblose Masse.

So fuhr der entsehlliche Zug in die Weiche. Und Nepomuk Korzenba, der böhmische Schreiber, kam mit grinsendem Gesicht, knüpfte das reglose Tier ab, schwarte vor der glatten, trodenen Feldwand ein Loch in den losen Kohlenmüll, warf es hinein und deckte Gerölle darüber.

Eine kurze Weile darauf kam ich, nichtsahnend, in die Weiche gefahren. Er sah mich höhnisch an und rief: „Jed, Kameradschu!“ trieb seinen Gaul an und fuhr ab. — Ich hielt. Denn ich gedachte, aus meinem Wams, das da hing, ein Stück Brot zu nehmen, um es am Schachte zu essen.

Da hörte ich plötzlich, unweit von mir, etwas sich bewegen, hörte kläglich leise wimmern und die Kasse miauen. Ich sprang hinzu, sah mit einem Blick die Schnur am Halse des schrecklich zugerichteten Tieres, und wußte mit einem Male Klar, was geschehen war.

Einen zohen Remmnüppel riß ich vom Wagen, lief hinter dem davonrollenden, leerer Zug, hinter dem Tierquäler her,

Wortes oder Ereignisses dieser Zeit; sobald jedoch ein neuer Anfall kam, wußte sie sofort alles wieder, was sie im vorigen Anfall gesprochen und getan hatte, und setzte nun die Handlungen da fort, wo sie durch das Erwachen unterbrochen worden war.

Bei einem derartigen „Doppel-Jah“ werden die Kenntnisse und Erscheinungen des einen Zustandes nicht in den anderen hinübergenommen. In dem kranken Zustande kann sich z. B. eine erwachsene Person durchaus als Kind fühlen; sie spielt, denkt und handelt entsprechend der geistigen Entwicklung des Kindesalters, das sie angenommen hat.

Das Nachtwandeln ist eine verhältnismäßig harmlose Krankheit auf nervöser Grundlage. Von besonderen, namentlich übernatürlichen Fähigkeiten der davon Betroffenen kann keine Rede sein.

Die Beendigung des Zustandes erreicht man am leichtesten durch kräftiges Mitwachen, durch Schütteln des Nachtwandlers oder durch Anspitzen mit kaltem Wasser.

Adolf Stolze.

Am 10. Juni vollendet der Volksschlichter Adolf Stolze in Frankfurt a. M., ein Sohn des bekannten Frankfurter Dichters Friedrich Stolze, sein 75. Lebensjahr. Stolze wußte von Hause aus den Mechanikerberuf ergreifen und bestand auch seine Lehrzeit. Aber sofort nachher wandte er sich ganz der Literatur zu, wobei er durch Adolph Benedix, J. V. von Schweizer, Ferdinand Lassalle und andere lebhaft ermunterte wurde. Er war erst 20 Jahre alt geworden, als er sein Schauspiel „König Scharne“ öffentlich mit vielem Beifall vorlas. Mundartliche und hochdeutsche Gedichte, Humoresken und Flugblätter folgten den ersten Versuchen. Nach einem längeren Aufenthalt in Wien und München gab Stolze mehrere Jahre hindurch das „regelmäßig unregelmäßig“ erscheinende freimütige Witzblatt „Schnaken“ heraus, das wegen seiner satirischen Tendenz im Anfange der 70er Jahre häufig scharf bekämpft wurde. Besondere Freude bereite es ihm, wenn es ihm bei den Hausdurchungen gelang, die von der Beschlagnahme bedrohten Blätter den prüfenden Blicken der Nachforschenden zu entziehen. . . . Erst in späteren Jahren war es Stolze beschieden, sich die Bühne zu erobern; von da aber blieb der Erfolg allen seinen mundartlichen und hochdeutschen dramatischen Erzeugnissen treu. Heute steht er, allein auf den Bühnen seiner Heimatstadt Frankfurt, auf mehr als 600 Aufführungen seiner Werke zurück. Aber auch in anderen großen deutschen Städten erfreuten sich seine hochdeutschen ersten Stücke der Beachtung und erzielen, wie beispielsweise das soziale Schauspiel „Schuld der Schuldlosen“, einen großen Erfolg. Das heitere mundartliche Stück „Al-Frankfurt“ zählt noch heute, nach 30 Jahren, zu den Lieblingsstücken der Frankfurter. In zehn Bänden, von denen sieben mundartlichen, drei hochdeutschen Inhalts sind, sind Stolzes Werke erschienen.

Die Stimme der Frau gegen den Krieg!

Ueber die Persönlichkeit der Jeanette Rankin, des ersten und einzigen weiblichen Mitgliedes des amerikanischen Kongresses, die bei der Abstimmung über die Teilnahme am Krieg gegen den Krieg stimmte, erzählt die „Köln. Ztg.“:

Miß Rankin, die heute 34 Jahre zählt, ist in Montana geboren und aufgewachsen. Ihr Vater war eine der besanntesten Erscheinungen unter den Farmern, die als Pioniere das Land bebauten und kultivierten zu einer Zeit, da es noch wenig besiedelt und abweisend war. Die sehr fortschrittlich gesinnte Mutter hielt auf eine gründliche Ausbildung ihrer sieben Kinder, von denen fünf Töchter die Universitätsstudien besuchten. Im Hause herrschte ein angeregter Ton. Der Strebsamkeit in der Vertriebung des Wissens und Denkens kam das friedlich-stille Leben des Hauses sehr entgegen, während andererseits die unbändige Schönheit der Wildnis und die herrliche Freiheit ihrer Einsamkeit die Kinder mit Frische und Lebenskraft erfüllte und ihren Sinn auch für kräftiges praktisches Handeln stärkte. Jeanette, die auf den Universitäten von Montana, New York und Washington sich — von Anfang an zielbewußt — auf ihre politische Laufbahn vorbereitete, hat auch niemals die Freude an rein praktischer Arbeit verloren.

Den arbeitenden Klassen ist sie keine Fremde. Zwar hat sie sich in ihren Studien und ihrer agitatorischen Tätigkeit zunächst fast ausschließlich auf die Frauenstimmrechtsfrage beschränkt und die selbständigen spielerischen Methoden der bürgerlichen amerikanischen Bewegung mit angewandt. Doch hat sie ihr Interesse an sozialen Fragen den Interessen des Proletariats allmählich näher geführt, auch wird sie ihr Zusammenleben mit Arbeiterinnen in einem Arbeiterinnenklub, in dem sie während

legte mit Macht Hand an den letzten Wagen, stemmte ihn mit einem kräftigen Ruck aus seinem Gleis, so daß der Zug von dem Hemmnis einhalten mußte und stellte mich mit ausgeföhelter Dampfe hinter den Holzstoß. Meine Glieder bebten. Jetzt mußte der ja kommen und den Wagen wieder einheben. Und er kam.

Da sprang ich aus dem Dunkeln hervor. Wollte ihn ergreifen. Aber er sah mich und rannte mir mit aller Wucht das schwere Holz entgegen. Ich aber, verdamm mich, ich packte ihn, Junge, Junge, an die Gurgel, riß ihn zu Boden und gab mich dran mit einem Remmnüppel, sinnlos vor Horn. Und bei jedem Siebe, mit erstickter, vor Wut weinender Stimme, schrie es aus mir heraus: Du Hund! Du Hund! — und da bekam ers hide. Pfui Deubell! So'n Satan! Da lag er und hatte genug.

Ich packte ihn dann in einen leeren Wagen und fuhr seinen Zug selber hinein ins Revier, wo ich dem Steiger, der da war, alles berichtete und ihn gleich mit zur Weiche nahm, wo das Tier lag, die Kasse, die bereits berendet war.

Der Steiger sagte: „Das durstest Du nicht tun. Mir hättest Du das ruhig alles melden sollen, ich hätte wohl schon alles in Ordnung gebracht und dem Kerl seine Rektion gegeben. Was hast Du nun davon? Jetzt muß ich Dich zur Grube hinausjagen und jedermann wird sagen, daß Du ein Kaufbold bist.“

Ich sah ihn an, sagte kein Wort, nahm den Fahrzettel, den er mir schrieb, ging zum Schacht und fuhr aus. Ich glaubte, nichts schlechtes getan zu haben, und ging ruhig meinen Weg nach Haus.

Mittags aber, als ich beim Schichtwechsel auf die Grube kam und in die Waschkütte treten wollte, um bei den Kameraden zu erfahren, was es weiter gegeben habe, stand da ein Gendarm in der Tür.

„Junge, Junge, Lukas, da mußt ich doch mit dem Kerle durch die belebten Straßen von Kelling zur Hauptwache gehen. Die Arbeiter kamen gerade aus den Fabriken, da schämte ich mich. Und viele Leute auf den Straßen stehen und sahen mir nach, was das Wollt wieder für ein Verbrecher sei.“

Na, da hab ich denn nachher meine zwei Monate sitzen müssen. Und wie mir all die Zeit zu Mute gewesen ist, das will ich Dir lieber nicht sagen. Du, das habe ich alles allein mit mir abmachen müssen.

Als ich dann frei war, ging ich zur Grube, man nahm mich an, als wenn nichts geschehen wäre, und ich mußte wieder mit dem dicken Felz fahren. Auf der Weiche, wo der Kerl das arme Tier damals verscharrt hatte, blieb das Pferd immer stehen und wieherte leise, als ob es trauerte um die tote Freundin. Denn dort liegt es auch jetzt noch begraben im tiefen Erdengrund. Ein dicker Stein war von den Jungens auf die Stelle gerollt worden und oben, an der trocke-

her New Yorker Studienzelt aus Sparankleiderkästen wohnte, nicht unbeeinflusst gelassen haben. Es wird erzählt, daß sie faun eifriger und begeisterter Zuhörer hatte als die Minenarbeiter in Washington und California, vor allem die Frauen, zu denen sie über dringend nötige soziale Reformen sprach. Als Rednerin hatte sie stets ausgezeichneten Erfolg. Sie spricht gern und unermüdet und hat zu Zeiten ihres Wahlkampfes den größten Teil ihrer Wahlkreise zu Pferd gemacht und auch vom Pferd herab gesprochen. Dabei wird ihr Wesen als durchaus sanft und weiblich geschildert, was dem Bilde aber durchaus entspricht, das amerikanische Blätter zur Zeit ihrer Wahl von ihr gebracht haben. Ihre Sprache ist stark und unumwunden, sagt eine Frauenzeitung von ihr, aber es fehlt ihr doch alles Aggressive, so daß es vorlam, daß Männerveranstaltungen, die sie inlich scharf angegriffen hatten, aus Freude über den Ton und die Art und Weise, wie das geschah, sie nachher mit Blumen überschütteten. Aber das war nicht der Erfolg, den ich haben wollte, soll sie sehr enttäuscht gesagt haben. Aber auch den sie haben wollte, den hat sie glänzend erreicht: Am Tage, als sie als Vertreterin ihres Staates in den Kongreß in Washington einzog.

Wie alt ist das Leben auf der Erde?

Die Frage, seit wieviel Jahren überhaupt Leben auf der Erde besteht, wird keineswegs beantwortet, wenn man sich dabei nur auf die Kenntnis von den ausgestorbenen Tieren und Pflanzen beschränkt. Da sich unterhalb der tief- und pflanzenführenden Erdschichten in einer Mächtigkeit von 30 000 Meter Urgneis, Urkiese, kristallinische Schiefer befinden, die keinerlei Zeugnis von einstigen Lebewesen geben, wurde meist angenommen, daß das Leben auf der Erde erst seit jener Zeit existiert, in der sich die untersten fossilführenden Ablagerungen (das Paläozoikum) niederschlugen. Daß diese Auffassung vielleicht ein großer Irrtum ist und daß in keiner Form erhaltene Lebewesen bereits zu einer viel früheren Zeit vorhanden gewesen sein mögen, erörtert an der Hand der Ausführungen verschiedener Gelehrter B. Franz in der „Menschau“.

Wenn das Alter verschiedener archaischer Mineralagerstätten von den Forschern Königsberger und Strutt mit 200 bis 500 Millionen Jahren richtig angegeben ist, hat man einigermassen einen Leitfaden für die Rückverfolgung des Lebens auf der Erde. Höchstwahrscheinlich befanden bereits vor dem Urgeis Bedingungen unter denen Leben möglich war, da man heute im Jng. Urgeis stark veränderte Ablagerungen erblickt. Es gilt also, in eine noch ältere Zeit hinauszutreten, nach dem Alter der Meere zu fragen, das so weitgehend höher sein muß als das archaischer Gesteine. Aus der Tatsache, daß die Platte dem Meer jährlich ein Neunzigmillionstel seines Salzgehaltes zuführen, schätzte John das Alter der Meere auf nicht mehr als 95 Millionen Jahre. Aber auf demselben Wege gelangte Wellard Meade zu der Bestimmung von 166 Millionen Jahren. Derselbe Forscher schlug dann einen anderen Weg der Untersuchung ein und fand auf Grund des Salzgehaltes der Platte und desjenigen der Erdrinde, deren gesamter Kalzium sich ja im Meere gebildet haben muß, als das geringste Alter der Meere die Zahl von 600 Millionen Jahren. Auf ähnlichem Wege kam der Forscher Seberholm zu einer Milliarde Jahren, und da diese Angaben neben den Altersbestimmungen der Mineralien verhältnismäßig niedrig erscheinen, kann nach der Meinung von Franz das Alter der Meere nach Milliarden von Jahren gerechnet werden.

Wenn nun das Alter der Erdkruste sich nach den bedeutendsten Forschern auf ungefähr 65 Milliarden Jahre beläuft, erhält man einen nach Zehnern von Jahrmilliarden zählenden Zeitraum, in welchem Organisches aus Anorganischem entstand, d. h. die Ursprünge des Lebens sich herausgebildet haben müssen. So kommt Franz endlich zu dem Schluß, daß die Vorgeschichte des Lebens auf der Erde ungefähr hundertmal so lang gewesen ist wie die Geschichte des Lebens, von dem und die fossilen Kunde geben.

Notizen.

— Das Gedicht von Bildganz ist der Sammlung „Herbstfrühling“ entnommen, die bereits in d. Ausgabe vorliegt (Verlag von Ugel Junger, Charlottenburg).

— Vorträge. In der Urania hält Mittwoch Torpedoberleutnant Kuhl einen Vortrag mit Lichtbildern: „Der Röhre Flug“. An allen übrigen Tagen der Woche wird der Vortrag „Etwas ein und jeht“ wiederholt. — In der T r e p t o w - S e l e n w a r t e wird der Film-Vortrag „Graf Dohna und seine Röhre“ wiederholt. Dr. Archenholz spricht am Dienstag, abends 7 Uhr, über die Grenzschicht im Planetensystem „Uranus und Neptun“. Mit dem großen Fernrohr werden am Tage die Sonnenfleckenruppen und abends der Saturn beobachtet.

nen, glatten Feldwand, hatte Hannes, der Binner, mit Kreide ein schönes Kreuz gemalt und darunter gezeichnet: Retti, die Kasse.

Wenn Feiertag war und die Bergleute von der vergangenen und der neuen Schicht mit ihren blinkenden, hüpfenden Lampen durch die lange, dunkle Strecke wanderten, sahen sie das Kreuz, und jeder, der neu in die Arbeit kam, wußte bald, wie es damit war.“

Michel schwieg. Er war zu Ende. Legte sich auf den Rücken und starrte zur Decke empor. So träumten wir noch eine Zeitlang. Da klopfte Mutter Meesmann, die nebenan in der Küche hantierte, an unsere Wand, zum Zeichen, daß es Zeit zum Frühstück sei.

Ich fragte: „Und der Ausländische, der rohe Lämmel, wo blieb der?“

„Ach der? Der lag seine drei Wochen im Bergmanns-Spital und trat dann, ich weiß nicht, wie er das fertig brachte, in Samuel Freudensteins Kreditmöbelhandlung als Kassierer ein. Du kannst ihn jetzt noch jede Woche mit seiner schwarzen Ledertasche stolzieren sehen. Der ist hier in der Gegend bei den armen, ewig Dummen, die ihr wenig Hausgerät auf Abzahlung bei dem Bucherer kauften, ein bekannter und gefürchteter Mann.“

Ja, ja. Ich weiß noch, daß wir den Vormittag zusammen einen Topf Bier austranken und einen Gang machten durch die kleinen Wälder des Donnerbachs. Es war ein schöner Sonntag. Und nachmittags ging er hin, zur Ruhr hinunter, zu seiner Helene.

Ich weiß auch noch, daß er einen Monat später in der Generalmusterung festgeschrieben wurde, denn er war ein hochgewachsener, stammer Burche. Und daß er bald danach immer sehr traurig und schweigmäßig war und mir eines Abends erzählte, daß der alte Bödelmann, der Schulmeister, ihn, den Kohlenhauer, der obendrein schon im Gefängnis gefessen, nicht als Tochtermann haben wollte. — „Junge, Junge“, sagte der Michel zu mir, da ihm die Tränen in den Augen standen: „Ein ormer Kerl ist ein lächerlich Ding in der Welt.“

Dann habe ich lange nichts mehr von ihm gehört. Bis ich nach Jahren das Gerücht vernahm, der alte Bödelmann habe seinen Sinn gewandelt, gerührt durch die Treue und Standhaftigkeit seiner stillen Tochter Helene. Er sei dem Michel jetzt gut zu, nachdem er ihn erst besser kennen gelernt, und sei ihm von Herzen freundlich gesonnen. Und Frumberger hätte was Tüchtiges erreicht, stellte was Rechtes vor, und käme nun bald heim, und alles solle noch gut werden. —

Doch nun ist das alles an Ende. Nun sind all die Träume aus, die schöne Hoffnung ist tot, und nur die Treue bleibt zurück in trauerndem, einsamem Herzen.

HERMANN

Ausstellung von Brotersatz

des Berliner Hausfrauenvereins
im Oberlichtsaal unseres Hauses Leipziger Strasse.
Daneben kommen neue, wohlschmeckende Gerichte und
Gebäcke aus Dörrgemüse und Gemüseabfälle zur Schau.
Besuchzeit: Dienstag, den 12. Juni, von 12 Uhr mittags ab
Mittwoch, Donnerstag von 10 bis 7 Uhr.



Korsette halbhohle Form, aus farbigem Damaststoff, mit Spitze u. Haltern 925

Damen-Kleidung

Gleierstoff - Kleider weib. jug. Form	19 ⁷⁵	25 ⁵⁰	39 ⁵⁰	59 ⁰⁰
Gleierstoff - Kleider gemustert	33 ⁵⁰	39 ⁵⁰	49 ⁰⁰	59 ⁰⁰
Musseline - Kleider jugendliche Form...	27 ⁵⁰	39 ⁵⁰	49 ⁰⁰	59 ⁰⁰
Geid. Nachm. - Kleider	49 ⁰⁰	59 ⁰⁰	69 ⁰⁰	89 ⁰⁰
Seiden - Mäntel imprägn.	89 ⁰⁰	98 ⁰⁰	115 ⁰⁰	135 ⁰⁰
Seidene Paletots	72 ⁰⁰	98 ⁰⁰	135 ⁰⁰	165 ⁰⁰
Geid. Jaden - Kleider	98 ⁰⁰	115 ⁰⁰	135 ⁰⁰	175 ⁰⁰
Seidene Kleiderröde	39 ⁵⁰	49 ⁰⁰	59 ⁰⁰	69 ⁰⁰



Korsette moderne Form, aus Doppeltüll, mit Spitze u. Haltern 1250

Korsette

Korsette aus weiß und modelfarb. Körperstoffen mit breiter Spitze und Haltern	11 ²⁵
Korsette aus starkem Drell mit breiter Schließe, Stickerie und Haltern	15 ⁷⁵
Korsette aus weiß und farbig Satindrell langhüftig mit Spitze und 2 Paar Haltern	17 ²⁵
Korsette elegant aus feinen weißen Körperstoffen mit Stickerie und 2 Paar Haltern	20 ⁷⁵
Korsette aus modelfarbigem Batist, extra stark verarbeitet mit 2 Paar Haltern	24 ⁷⁵
Korsette aus eleg. modif. gem. Satindrell mit feiner Spitze, Kapsche und Haltern	26 ⁵⁰
Haus-Korsette aus farbigen Satin und Leinenstoffen	4 ⁷⁵ 5 ⁷⁵
Haus-Korsette höhere Form, aus gutem grauen Leinenstoff mit Haltern	10 ⁷⁵

Blusen

Weißer Wasch-Boile-Bluse farbig kariert, moderner Ausschnitt	12 ⁵⁰
Weißer Wasch-Bluse ganz gestickt, mit großem modernen Kragen, farbiger Kravatte	15 ⁵⁰
Weißer Wasch-Seiden-Bluse großer Kragen, mit Spitze und Knopfgarnierung	17 ⁵⁰
Weißer Wasch-Boile-Bluse mit handgesticktem Vorderteil, modernem großen Kragen	18 ⁷⁵
Weißer Wasch-Boile-Bluse ganz gestickt, rundem Ausschnitt, hübsch gez. Nessel	23 ⁵⁰
Weißer Wasch-Boile-Bluse farbig gestickt, mit Samtbandgarnierung, gezogenem Nessel	25 ⁵⁰
Farbige Seiden-Blusen modern verarbeitet	16 ⁷⁵ bis 35 ⁰⁰
Farbige Chiffon-Blusen sehr preiswert	28 ⁵⁰ bis 75 ⁰⁰

Damenwäsche

Batisthemden mit Spitze und Stickerie garniert	11 ²⁵ 15 ⁵⁰ 18 ⁰⁰
Batisthemden sehr eleg. mit feinen Spitzen u. Sticker.	20 ⁰⁰ 22 ⁰⁰ 24 ⁰⁰
Kochbeinkleider mit Spitzen und Stickerie garniert	8 ²⁵ 11 ⁷⁵ 13 ⁷⁵
Kochbeinkleider in sehr elegant. Voll-, mit feinen Spitzen u. Sticker, gem.	16 ⁰⁰ 20 ⁰⁰ 25 ⁰⁰
Hemdhosen in verschiedenen eleganten Formen	11 ⁷⁵ bis 30 ⁰⁰
Batist-Nachthemden Ausschnitt und reiche Spitzengarn.	19 ⁵⁰ bis 31 ⁵⁰
Batist-Unterröde breite Sticker, 8. L. Banddurchzug	15 ⁵⁰ bis 22 ⁵⁰
Batist-Untertailen in verschiedenen Ausführungen	4 ⁹⁰ bis 10 ²⁵

Deutsches Theater.
Heute u. folgende Tage 7 1/2 Uhr:
Max Pallenberg
in **Familie Schinek.**
Kammerspiele.
Heute u. folgende Tage 7 1/2 Uhr:
Die Tänzerin
(mit Leopoldine Konstantin).
Volksbühne. Theat. a. Bülowplatz.
Untergrund. Schönbühnen Tor.
Heute u. folgende Tage 7 1/2 Uhr:
Ein Sommerabendstrahl.
Sonntag nachm. 3 U. (kleine Pr.):
Das Konzert.
Lessing-Theater.
Heute u. folg. Tage 7 1/2 Uhr:
Marie Ottmann u. Hans Waldmann in
Oper v. O. Blumenthal.
Niobe. Musik v. Osk. Straus.
Sonnt. nachm 3 (kl. Pr.): Armut.

Verband der Freien Volkstheater
Sonntag, den 10. Juni
Nachmittags 2 1/2 Uhr:
Deutsches Opernhaus: **Toccata.**
Nachmittags 3 Uhr:
Volkstheater. Theater am Bülowplatz:
Das Konzert.
Vesting-Theater: **Krimel.**
Dir. C. Meinhard - R. Bernauer.
Theater i. d. Königgrätzer Str.
8 Uhr: **Schnitzler-Abend.**
Komödienhaus
7 1/2 U.: **Wie fessle ich meinen Mann?**
Berliner Theater
7 1/2 Uhr: **Die tolle Komteß.**

Spollo
FRIEDRICHSTRASSE 100
Abendlich 7 1/2 Uhr:
Das vielseitige
Variété-Programm!
Die Kasse ist ab 10 Uhr geöffnet

Der Golem
und die
Tänzerin.
Bilin-Capriccio mit
Paul Wegener
Lyda Salmonowa.
Kurfürstendamm, Kollern-
dorplatz, Friedrichstraße,
Unter den Linden.
Klegandepf., Weinbergweg
Die rote Nacht.
Mocypf., Galentbe:
Die Laternen
des Schicksals.
Schönberg:
Bettlerin von St. Marien.
Reinichenherstr.
2 große Schlager!

Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Unsere Don Juans.
Große
Variété-Vorstellung
Anf. 5 Uhr im Garten. Anf. 5 Uhr
Berliner Prater-Theater
Kostümallee 7-9.
Heute:
Alha - famos!
Große Ausstattungs-Operetteposse
in 3 Akten mit Gesang und Tanz.
Vorher das große Variétéprogramm.
Anfang 4 1/2 Uhr.

Walhalla-Theater.
7 1/2 Uhr: **Zigeuner.**
Gartenbühne-Vorstellung.
300
Heute:
Gr. Militär-Konzert.
Zoo je **60 Pf.** Kinder
Aqua je die Hälfte
Zoo ab 6 Uhr 30 bzw. 25 Pf.
Aquarium.

Palast
Heute
2 Vorstellungen 2
9 1/2 Nachm. jed. Erwachs. 7 3/4
1 Kind frei.
In beiden Vorstellungen:
Triumph
der Schönheit
und das große neue
Variété-Programm.

Theater für Sonntag, den 10. Juni.
Deutsches Opernhaus
7 Uhr: **Carmen.**
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
3 Uhr: **Violetta (La Traviata).**
7 1/2 Uhr: **Dreimäderhaus.**
Gebr. Herrnfeld-Theater.
7 1/2 U.: **Das Pensionsschwein.**
Kleines Theater
3 Uhr: **Henriette Jakoby.**
7 1/2 U.: **Hans im Schmackenloch.**
Komische Oper
8 1/2 Uhr: **Die Dose Sr. Majestät.**
Lustspielhaus
7 1/2 Uhr: **Die blonden Mädels**
vom Lindenhof.
3 1/2 U.: **Unsere Käse.**
Metropol-Theater
7 1/2 Uhr: **Die Czardastörstin.**

Neues Operettenhaus
Schiffbld. 4a. Kassental. Nord. 281
7 1/2 U.: **Der Soldat der Marie.**
Residenz-Theater
7 1/2 Uhr: **Der Leibgardist.**
Schiller-Theater 0
7 1/2 Uhr: **Robert und Bertram.**
Schiller-Th. Charlottenb.
7 1/2 Uhr: **Kammermusik.**
Thalia-Theater
3 Uhr: **Hofgunst.**
7 1/2 Uhr: **Sonnwendzauber.**
Theater am Nollendorfpl.
3 1/2 Uhr: **Immer feste druff!**
7 1/2 U.: **Die Gulaschkanone.**
Theater des Westens
3 1/2 Uhr: **Heimat.**
7 1/2 U.: **Stolze Thea.**
Trianon-Theater
3 1/2 Uhr: **Nora.**
7 1/2 Uhr: **Der Star.**

URANIA
Taubenstraße 48/49.
Sonntag 4 Uhr (halbe Preise):
Im U-Boot gegen den Feind.
Sonntag und Montag 8 Uhr:
Tirol einst und jetzt.

Zirkus A. Schumann.
Am Bahnhof Friedrichstraße.
Rauchen gest. Kühler Aufenthalt
2 Große Vorstellungen 2
Nachm. 3 1/2 u. abends 8 Uhr.
Nachm. 1 Kind frei
unter 12 Jahren.
Nachmittags:
Gratis-Pony-Reiten.
In beiden Vorstellungen:
Das **Zirkus-Variété-** Pro-
gramm.
Halali Parforce-
Schnitzel-Jagd.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
Cabaret
**„Feld-
grau“**
Anfang 7 1/2 Uhr.

Rose-Theater.
7 1/2 Uhr: **Der Mann seiner Frau.**
Gartenb.: Berlin wie es lieb u. haßt.

Glockenröcke,
hohelegante Formen 24.—, Seiden-
blusen, Bolleblusen 14.—, Crop-
chino 25.—, Seidenröde, Stun-
delierne 85.—, Schürmuff 45.—,
große Buchgarnituren 42.— verkauft
Radecki, Vestingstr. 28, eine Treppe.
Münze
Kaufe Ball, Münzenhdg., Berlin
Wilhelmstr. 46/47. 12 2*

GARBÁTY
CIGARETTEN
IN ALTER
QUALITÄT
NATIONAL-THEATER
Köpenicker Str. 63. 7 1/2 Uhr. Mpl. 9344.
Großer Erfolg bei täglich ausverkauftem Hause.
Was junge Mädchen träumen!
Posse mit Gesang u. Tanz in 3 Akten. Musik von Walter Bromma.
Sonntag 3 1/2: **Schmetterlingschlacht** v. Sudermann. Vorverk. ab 10 U.

Admiralspalast.
2 Vorstellungen, 4 u. 7 1/2 Uhr.
Nachm. kleine Preise.
Abrakadabra.
Großes phantastisches Ballett
auf dem Eise.
Abd. Einlaß 7 U. Vorzfl. Küche.
Angenehmer kühler Aufenthalt

MOZARTSAL
Nollendorfplatz 5.
Die Prinzessin
von Neutalien
Lustspiel
in 4 Akten
von
R. Wiene.
Regie:
Rudolf
Biebrach.
Beginn:
3 Uhr
5 1/2 U.
mit

Henny
Porten